

Neue *Glut* aus der alten Asche

„Faulenzer“ und Taschensack

HEIMATMUSEUM In Reiskirchens Hirtenhaus verlässt man zunehmend ausgetretene Pfade

Von Ingo Berghöfer

REISKIRCHEN. Was dem Enkel sein Brustbeutel ist, war der Oma ihr Taschensack. Stolz präsentiert die stellvertretende Vorsitzende der Heimatgeschichtlichen Vereinigung Reiskirchen (HGV), Christa Launsbach, den prächtig bestickten Beutel, in dem einst Elisabeth Lepper unter ihrer Trachtenschürze ihr Geld sowie Zuckerstückchen für die Dorfjugend aufbewahrt hat. Die Handarbeit aus dem Jahr 1883 ist eines der Prunkstücke im Hirtenhaus, das seit 25 Jahren der HGV als Heimatmuseum dient.

Noch faszinierender als die kunstvolle Stickerei ist das, was Kunsthistoriker die Provenienz eines alten Ausstellungsstücks nennen, also seine Herkunftsgeschichte. Auch wenn es heute so aussieht, als habe der Taschensack nie die vertraute Umgebung anderer Exponate vom Ende des 19. Jahrhunderts im Hirtenhaus verlassen, ist er doch bereits zweimal um die halbe Welt gereist.

Als die damals 22 Jahre alte Elisabeth Lepper das kostbare Kleinod in den Koffer packte, mit dem sie ihrer alten Heimat den Rücken kehrte, war Deutschland nicht wie heute das Wunschziel von Migranten, sondern selbst ein Auswanderungsland. Die junge Frau aus Reiskirchen folgte ihrem bereits zwei Jahre zuvor in die USA emigrierten Gatten Ludwig Caspar Launsbach.

Über drei Generationen gelangte der Taschensack in den Besitz des Urenkels Grant Hayter-Menzies, der ihn schließlich dem Vorsitzenden der HGV, Kurt Herber, als Stiftung für das Hirtenhaus übergab. Eine weitere Urenkelin der Reiskirchener Auswanderer, Kimberly Marteau Emerson, hat erst vor zwei Jahren mit ihrem Mann, John Bonnell Emerson, dem damaligen US-Botschafter in Deutschland, das Hirtenhaus besucht und dort das weit gereiste Familienstück besichtigt.

Spät angefangen

Der kleine Taschensack ist ein Musterbeispiel dafür, welche Funken man aus vermeintlich toten Gegenständen schlagen kann, wenn man denn so energie-sprühend ist wie Christa Launsbach. Getreu dem Motto „Tradition ist nicht das Halten der Asche, sondern das Weitergeben der Flamme“, das dem englischen Humanisten Thomas Morus zugeschrieben wird, begeistert sie am liebsten junge Menschen für die Lebenswelt der gemeinsamen Vorfahren. Mitunter staunen ganze Schulklassen oder Kitagruppen darüber, dass früher Wärmflaschen aus Eisen und Matratzen mit Stroh statt Schaumstoff gefüllt waren. Und ein „Faulenzer“? Das ist kein arbeitsscheuer Zeitgenosse, sondern ein Holzstab mit Öse, der es dem Lenker eines Pferdewagens ermöglichte, vom Kutschbock aus die Bremse anzuziehen. Ohne „Faulenzer“ musste man dazu nämlich jedes Mal herunter steigen. „Wir haben in Reiskirchen leider erst spät angefangen, unser gemeinsames kulturelles Erbe zu bewahren“, erinnert

sich Launsbach. Am 6. November 1990 versammelte sich in einem Reiskirchener Wohnzimmer eine Handvoll Männer und Frauen auf Einladung des un- vergessenen Gründungs- und späteren Ehrenvorsitzenden Gustav Köhler, um die Heimatgeschichtliche Vereinigung aus der Taufe zu heben. Dann aber ging es Schlag auf Schlag: Köhlers Erfolgsrezept: In jedem Ortsteil der Gemeinde suchte er sich einen Ansprechpartner, der eine Zweigniederlassung gründete. „Das ging dann nach dem Schneeballsystem“, erinnert sich die Hattenröderin. Bereits vier Jahre später konnte das renovierte Hirtenhaus als Reiskirchener Heimatmuseum eingeweiht werden. Heute hat die HGV fast 800 Mitglieder und dennoch die gleichen Probleme wie viele andere Vereine auf dem Land. Voller Stolz berichtet Launsbach von zwei neuen Mitgliedern, die sogar zum harten Kern der 30 wirklich aktiven Mitgliedern gestoßen sind, doch auch die „Jungen“ haben schon die 40 überschritten.

siebe präsentieren.“ Künftig will die Hattenröderin lieber wechselnde thematische Ausstellungen präsentieren, damit alle Exponate einmal die ihnen gebührende Aufmerksamkeit erhalten. Und dann hat Christa Launsbach noch einen größeren Traum. Als sie im Obergeschoss vor einem Koffer-Plattenspieler steht, der in den 50er Jahren der große Traum von jedem Elvis-vernarnten Backfisch gewesen wäre, sagt sie: „Wir suchen händierend nach einer Bleibe, in der wir die Fünfziger abbilden können.“ Im Hirtenhaus will die HGV die Epoche von 1850 bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs dokumentieren. Moderne Exponate wie der Plattenspieler aus der Nierentisch-Zeit wären da natürlich ein Stillbruch.

Wie aber geht man im Hirtenhaus mit den tausend Jahren deutscher Geschichte um, die schon nach zwölf Jahren vorüber waren. Werden die auch thematisiert? „Jein“, meint Launsbach: „Es wird geschickt rausgehalten, sagen wir's mal so.“ Wenn der HGV alte Bilder mit dem Hakenkreuz angeboten würden, spüre man noch immer eine große Verlegenheit, „dabei gehört das schließlich auch zur deutschen Geschichte“, betont die langjährige Sozialdemokratin. Die Tabuisierung der NS-Zeit nehme aber in dem Maße ab,

in dem deren Protagonisten weniger würden. „Ich höre heute immer öfter, wenn wir alte Bilder ausstellen: ‚Der da, das war der mit der Synagoge.‘“ Im Verein selbst hat man die dunkelste Epoche deutscher Geschichte nie ausgeblendet. Schon in den 90er Jahren hat Gustav Köhler die Geschichte der jüdischen Gemeinden in Reiskirchen niedergeschrieben.

Um auch jüngere Menschen anzusprechen, hat die HGV schon einiges unternommen, um neue Funken aus der alten Asche zu schlagen. Ein großer Erfolg war die Aufführung einer alten Dorfhochzeit in Burkhardtsfelden in alten Trachten. Auch Christa Launsbach schlüpft „mit wachsender Begeisterung“ in alte Trachtenröcke (Grundregel: Je reicher die Bauersfrau, desto mehr Röcke) und führt die bereitwillig Schulklassen vor, „auch wenn dann ein Kind bisweilen daheim erzählt“. Die Frau Launsbach hat uns heute ihre Unterhosen gezeigt, schmunzelt die Hattenröderin. Aber nicht nur Kinder kommen angesichts des textilen Überangebots vergangener Zeiten ins Staunen. „Wenn man sieht, mit wie vielen Rücken, Unterröcken und Buxen die früher ins Bett gegangen sind, wundert man sich schon ein wenig, wie die früher Kinder gekriegt haben“, schmunzelt Launsbach. Es war eben auch nicht alles besser, wie's froier woar. Die richtige Balance, so Christa Launsbach, hat sie am schönsten formuliert auf dem Balken eines alten Fachwerkhäusleins gefunden: „Läfst uns am Alten, so es gut ist halten. Doch auf allem Grund, Neues schaffen zu jeder Stund.“

DIE SERIE

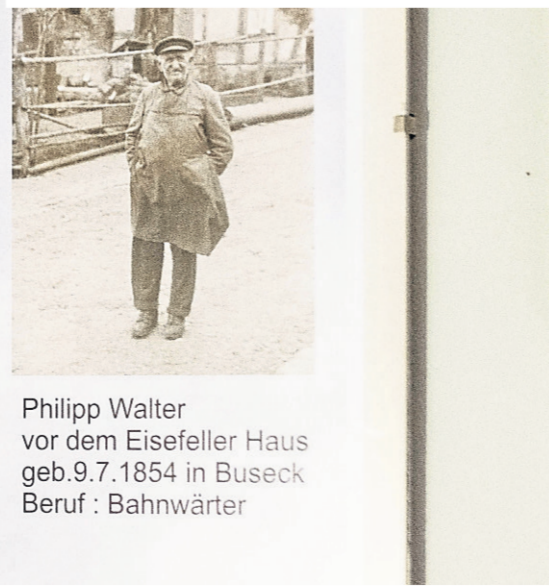
► Wer bei unserer Serie „Landlust – Landfrust“ mitdiskutieren möchte, kann uns auf diesen Wegen erreichen: Per E-Mail an: desk@giessener-anzeiger.de, telefonisch unter der Rufnummer 0641/9504-3434, über www.facebook.com/GiessenerAnzeiger oder auf dem Postweg an: Gießener Anzeiger, Stichwort: „Landlust – Landfrust“, Am Urnenfeld 12, 35396 Gießen.



Familienfeier bei Heinrich Walter Gartenstrasse 8 1938



Heinrich Walter geb. 5.10.1896 Beruf: Schriftsetzer
Wilhelm Walter geb. 29.6.1894 Beruf: Oberförster



Philipp Walter vor dem Eiseffeller Haus geb. 9.7.1854 in Buseck Beruf: Bahnwärter



► Im Reiskirchener Hirtenhaus gibt es viel zu entdecken (von oben im Uhrzeigersinn): Betten aus Stroh, alte Plattenspieler, noch ältere Küchengeräte und Fotos der früheren Bewohner. Die stellvertretende Vorsitzende der Heimatvereinigung, Christa Launsbach, kann zu (fast) allen Exponaten eine spannende Geschichte erzählen. ib/Fotos: Frieze

„Heimat ist ein sehr deutsches Wort“

EBLICK Heimatmuseen wurden vor hundert Jahren populär

Von Ingo Berghöfer

GIESSEN. Heimat, das ist ein kurzes Wort, aber mit Bedeutung aufgeladen wie die Batterien eines starkklaren Teslas. Für die Gießener Kunsthistorikerin Professorin Sigrid Ruby ist Heimat erst mal ein sehr deutsches Wort. „In England oder den USA etwa nennt man Orte, an denen alte Gebrauchsgegenstände museal dargeboten werden, eher Heritage Sites, also Stätten, an denen das gemeinsame Erbe aufbewahrt wird.“

In dem Wort Heimat schwingt also immer mehr mit, vor allem aber viel Gefühl. Dabei ist Heimat in seiner ursprünglichen Bedeutung eigentlich ein Begriff aus der trockenen Welt der Jurisprudenz. Das Wort stammt von den germanischen Wörtern *haima* und *ōdala* ab und bedeutete ursprünglich ein Wohnrecht mit Schlafstelle im Haus. Das Wort wurde bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts lediglich im juristischen und geografischen Sinne gebraucht.

Das die Heimat am Ende des 19. Jahrhunderts nicht nur ein Ort im Raum, sondern auch in der Seele ist, wundert Ruby nicht. In dieser Zeit beginnen die Menschen in Deutschland in großem

Stil und systematisch auch alltägliche Erinnerungstücke aufzubewahren. Um die Jahrhundertwende entstehen in ganz Deutschland die ersten Heimatmuseen, auch in Gießen, wo das Oberhessische Museum 1905 seine Pforten öffnet. „Das ist ein sehr deutsches Phänomen“, meint Ruby, die als Ursache aufgrund der Folgen einer ersten Globalisierung der Weltwirtschaft durch den Kolonialismus und den Siegeszug der Industrialisierung im Kaiserreich eine tiefgreifende Veränderung des ländlichen Lebens ausmacht. Alltagsgegenstände, die den Menschen jahrhundertlang vertraut waren, wurden plötzlich obsolet. Mit der Einführung von Wasserleitungen bis hinunter in die kleinsten Dörfer werden Waschschüsseln überflüssig, Dreschflegel und Sensen gehören dank der moderneren Entmetaschinen zum alten Eisen. „Da ist halt auch viel liegen geblieben“, sagt die Kunsthistorikerin. Nun sind diese Objekte aber immer auch Symbole einer ländlichen Verbundenheit und eines Lebensstils, der durch die Industrialisierung bedroht und in den Heimatmuseen konserviert wird. Um 1900 weitet sich der Heimatbegriff in Deutschland auch auf Naturwissenschaften, die Botanik oder Geistes- und Geschichtswissenschaften aus. In dieser Zeit werden in der Wandervogelbewegung oder in der damals aufblühenden Freikörperkultur erstmals Gedanken des Umweltschutzes und alternativer Lebensformen populär.

Leere, was vielen Museen die Anmutung von Rumpelkammern gibt.

Umso wichtiger seien da die Mitarbeiter, die bei Führungen zu jedem Gegenstand ganze Geschichten erzählen können. „Die orale Erinnerung ist bei einem Heimatmuseum genauso wichtig wie die Exponate“, sagt Ruby. Eine ganz große Bedeutung für die Identität der Menschen hätten schon vor hundert Jahren die oft von Dorf zu Dorf unterschiedlichen Trachten gehabt. Gerade in der heimischen Region hätten diese damals auch zeitgenössische Künstler inspiriert. Ruby erinnert an Maler wie Karl Bantzer, der als Mitglied der Willingshäuser Malerkolonie im Schwalm-Eder-Kreis der Schwalm-Tracht ein künstlerisches Denkmal setzte. Die bereits 1824 in Willingshausen gegründete Gruppe ist übrigens die älteste Künstlervereinigung in Europa überhaupt.



Sigrid Ruby

Gerade die Kunst-Avantgarde habe sich damals von der Volkskunst inspirieren lassen, etwa die Künstlergruppe „Blauer Reiter“ von der Hinterglasmalerei in alten Bauernhäusern. „Wer sagt denn, dass Heimatmuseen nicht in Zukunft erneut zu Inspirationsquellen werden, etwa für Produktdesign?“, fragt die Expertin.

Die Gegenwart sieht für viele Museen freilich weniger rosig aus. Sie sind oft auf freiwillige Unterstützung angewiesen und verfügen in der Regel über kein großes Budget. Viele haben heute große Probleme, ihren Betrieb aufrecht zu erhalten.

Darum schlagen immer mehr Heimatmuseen neue Wege ein, um auch für jüngere Generationen attraktiv zu bleiben, die sich nicht immer erinnern, „wie's froier woar“. Im Hessenpark können Besucher nicht nur in alte Kostüme schlüpfen, sondern ausgestorbene Berufe zu bestimmten Anlässen in Aktion sehen. Ähnliche Ansätze gibt es auch bei uns etwa bei den Dampf- und Gattertagen im „Holz- und Technikmuseum“ in Wißmar.

Legitimes Unbehagen

„Heimat, das ist das Beständige, und das hat eben oft auch einen leicht reaktionären Touch“, meint Ruby. Für sie ist es kein Zufall, dass Dresden, wo sich 1904 mit dem „Deutschen Bund Heimatschutz“ eine der ältesten deutschen Naturschutzorganisationen gegründet hat, auch heute wieder Gruppen großen Zulauf haben, die einen ganz anderen Heimatschutz propagieren.

Allerdings sei das Unbehagen an einer sich immer schneller verändernden Welt auch durchaus legitim, schließt die Kunsthistorikerin.

Der britische Journalist David Goodhart hat in seinem leider noch nicht auf Deutsch erschienenen Buch „The road to somewhere“ als Ursache für den großen Graben in der westlichen Welt und den Aufstieg der Populisten nicht den Konflikt zwischen Rechts und Links oder den zwischen „Abgehängten“ und Aufsteigern ausgemacht, sondern den zwischen „Anywheres“ und „Somewheres“, also zwischen den „Überalls“ und den „Irgendwos“. Damit meint er die wenigen hoch qualifizierten, hochflexiblen, weil bindungslosen Globalisierungsgewinner in einer sich immer schneller drehenden Welt auf der einen Seite, und die größere Gruppe der an einen Ort Gebundenen auf der anderen Seite. Letztere sind den Wellen der Veränderung ausgeliefert, weil sie durch ihren Beruf, durch Kinder, oder einfach durch ihre Verwurzelung an einen Ort, der in Deutschland Heimat heißt, gebunden sind, und deshalb diese Wellen nicht wie die „Anywheres“ reiten können.

Angst vor der Leere

„Heimat wird immer erst zu einem wichtigen Thema, wenn sie verloren ist“, betont die Professorin: „Und Sammeln ist per se ein wichtiger, weil identitätsstiftender Aspekt.“ Da Heimatmuseen heute vor allem von Vereinen betrieben werden, entsteht so eine „interaktive Bindung an den Ort“. Auch wenn diese Vereine ihre Museen nicht nach professionellen Kriterien betreiben. Das Sammeln sei dann wichtiger, als die didaktische Aufarbeitung der Exponate. „Die Räume, oft in alten Fachwerkhäusern, sind meist völlig zugestellt. Da regiert der Horror vacui, also die Angst vor der

